

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Adolf Frey
Autor: Trog, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heil dem, der Schauer, Sehnen, Liebe fühlt
 Und dem die Leidenschaft das Herz zermühlt!
 Wer hat die Sehnsucht so wie ich gekannt?
 Ins Lied die Sehnsucht so wie ich gebannt?
 O selig sind die Seufzer der Entbehrung!
 O selig sind die Seufzer der Gewährung!
 Mit aller Qual und Erdenpein versöhnt
 Ein Lächeln, das erfüllte Wünsche krönt!
 Die Sehnsucht zieht uns aus der Erdenkause
 Empor zum lichtumschanzten Götterhause!"

Der Kranke lächelt: „Ende du mein Los
 Und führ mich mit dir in den Sternenschoß!"

Das Spiel erlischt. Bang kommt das Weib geschlichen.
 Sie beugt sich über ihn. Er ist erblichen.

Adolf Frey.

Vorbemerkung. Das Nachfolgende stellt die Festrede dar, die bei der Feier von Adolf Freys 60. Geburtstage am 17. Februar 1915 in der Zürcher Tonhalle Dr. Hans Trog gehalten hat. Sie erschien nachher im Feuilleton der „N. Z. Ztg.“ Da sie auf knappem Raum das Werk des Gefeierten zu umreißen und zu charakterisieren unternimmt, wird ihr Wiederabdruck in dieser Adolf Frey-Nummer vielleicht nicht ungerechtfertigt erscheinen.

D. Red.

Aus banger, beklemmender Zeit, wo der Tod der breiten Klinge eine neue Blutrinne einschleift und „schwer schreiten durch die bangen Talgelände Schlachthäusen, stumme Hunderttausende, mit mörderischer Wehr zum Völkerkampf“, erblüht uns ein friedvoll-beglückendes, helles Dichterfest. Doppelt willkommen sei es uns drum geheßen. An der Schwelle eines sechzigsten Geburtstages haben wir es uns gerüstet. Und den wir dankend ehren wollen, ist der Unsere, gehört unserm Vaterland, unsrer alemannischen Schweiz mit Leib und Seele als einer ihrer besten Söhne, ist mit Zürich so eng verwachsen, daß man sagen kann: die Stadt hat keinen treuern, überzeugtern Herold ihres Ruhmes besessen als diesen Sohn des benachbarten Aargaus: in reichbewegten, sinnvoll gefundenen, mit dichterischem Glanz ausgestatteten Szenen

hat er Zürichs Geschichte vornehmste Huldigung dargebracht; zur Weihe des stolzen Hauses, das der Wissenschaft vom Zürcher Volk errichtet worden ist, hat erst jüngst noch Adolf Frey, der in diesem Hause den kostbaren Schatz der deutschen Dichtung mit tiefster Einsicht — ist er doch selbst ein Dichter — verwaltet, den feierlichen Jubelgesang angestimmt, und mit den erlauchtesten Mehrern von Zürichs Ruhm: mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer hat er in so nahen trauten Verkehr treten dürfen, daß die Bildnisse, die er von ihnen entworfen hat, auf alle Zeiten hinaus urkundlichen Wert behalten, zugleich selber Kunstwerke von nie verbleichender Schönheit. Und den Dichtern gesellten sich die Künstler: der köstliche Epiker und Dramatiker der Tierwelt Rudolf Koller, der innige, treuherzige, humorvolle Fabulierer Albert Welti, dem Arnold Böcklin Lehrmeister gewesen ist: Koller und Welti hat Adolf Frey, dem bildende Kunst und Dichtung stets ein unzertrennliches Zwillingsspaar waren — „sein Herz blieb immer bei den Malern zünftig“, hat er von Gottfried Keller gesagt, und das gilt genau so auch für ihn — Koller und Welti hat er Wort und Feder zur Ergründung und Verkündigung ihres

hohen Könnens geliehen, und über ihnen hat er den allgewaltigen Herrscher im Reich der Farbe und der Phantasie Arnold Böcklin selber, der sieben reiche Jahre im Zürich Gottfried Kellers verlebt hat, nicht vergessen: hellstes Licht hat er über diese Künstler verbreitet, und in kongenialem Verständnis ist er in das Wesen ihrer Kunst und ihrer Persönlichkeit eingedrungen.

Da, wo Adolf Frey in den Beiträgen zu einem Laokoön-Kommentar von Dichterbildnissen spricht, da führt er als leuchtende Beispiele von solchen Porträten, wie sie ein Dichter entwirft, die Charakteristiken Goethes und Jean Pauls im „Grünen Heinrich“ an: „Hier — so sagt er — löst sich die Charakteristik in Hymnus und Handlung auf. Alles ist Poesie, die auf dem Grunde der schärfsten künstlerischen Erkenntnis ruht.“ So sollte eigentlich in dieser Stunde Adolf Frey selbst gefeiert werden. Aber dazu müßte der Sprechende eben ein Dichter sein und nicht zu der Schar jener gehören, denen Gottfried Keller brummig einmal die Etikette Schreibekritiker aufgeheftet hat. So wird denn das Gefühl herzlicher Dankbarkeit und tiefer Verehrung einigermaßen das Fehlende zu ersetzen trachten müssen.

Meine erste Bekanntschaft — Adolf Frey, der Lobredner des induktiven Verfahrens, wird dieses Hervorstellen eines persönlichen Momentes nicht mißbilligen — meine erste Bekanntschaft mit dem Dichter Adolf Frey reicht mehr als ein Vierteljahrhundert zurück. Seine Gedichtsammlung von 1886 lag mir als jungem Journalisten ob zu rezensieren; mehr schlecht als recht entledigte ich mich der Aufgabe, und ich freue mich, daß das Gedächtnis mir nur wenig von dem, was ich damals schrieb, aufbewahrt hat. Das aber weiß ich, daß ich, in Befolgung der Verse des Dichters „Ist kein Spiegel doch auf Erden, der wie Poesie verrät“, aus seinen Gedichten ein Bild des Mannes zu gewinnen versuchte und als wesentliche Züge zu finden meinte: eine kraftvolle, kühne Männlichkeit, ein reiches, allem Menschlichen, dem Dunkeln im Leben nicht zulezt weit erschlossenes Gemüt, und trotz alledem und alledem eine starke

Freude am farbigen, sich behauptenden Dasein. Und als Zeugen dieser frisch zugreifenden Stimmung schienen mir die Lieder eines Freihartsbuben besonders bemerkenswert. Die Strophe des einen: „Eine Trommel hör' ich schlagen, wohl schlagen durch das Land! Herab du alt Gewaffen, herab von deiner Wand“ hat sich mir damals fürs Leben eingepägt. Daneben hatte ich noch einen andern Liebling, ganz anders in Farbe und Ton, dem Reich der weichen, zarten, schmerzvoll überhauchten Stimmungen angehörend, über das Adolf Freys Lyrik mit derselben Meisterschaft gebietet; es ist das Gedicht „Das welke Blatt“:

Ich habe Stunde um Stunde gelauscht,
Ich habe gelauscht bis zur dunklen Nacht,
Da hat der Sturmwind aufgerauscht
Und hat mir ein welches Blatt gebracht.

Es kam keine Kunde, kein Brief von dir,
Die ich so lange nicht mehr gesehn,
Und klagend sprach das Herz zu mir:
„Jetzt ist meinem Lieb ein Leid geschehn!“

Ein Dur- und ein Mollakkord blieb von Adolf Freys Lyrik in mir haften, unvergeßbar. Ich habe die beiden Tongeschlechter auch späterhin geschwisterlich bei ihm vereinigt gefunden; es sind die zwei Seelen in seiner Brust, und die stillen heißen Kämpfe, die sie miteinander bestanden und vielleicht noch immer bestehen, haben Adolf Freys Dichtung vor aller Monotonie bewahrt, sie reich und wahrhaft menschlich gemacht; der ewig Harmonischen werden wir in der Kunst ebenso leicht überdrüssig wie der ewig Düstern, mit sich und der Welt Zerfallenen.

In seinen Dichter- und Künstlerbildnissen spürt Adolf Frey gerne dem Boden nach, aus dem jene Persönlichkeiten erwachsen sind, dem seelischen und geistigen Erbe, das sie von Eltern und Großeltern auf die Lebensreise als geheimnisvolle Wesens- und Willensrichtung mitbekommen haben. Mit einer wundervollen Sachlichkeit hat der Sohn auch die Biographie seines Vaters geschrieben, Jakob Freys, des vortrefflichen volkstümlichen Erzählers, dem ein bitteres Schriftstellerlos grausam versagt hat, einem reichen Talent die letzten reifen Früchte abzugewinnen. Da erfahren wir nun, daß die Mutter Jakob Freys, eine

feinfühlige, sinnige Frau, über eine ungewöhnliche Erzählergabe verfügte, und die Lieblingschwester Jakob Freys, die früh verstorbene Lotte, war dichterisch fein begabt. Die Liebe zur heimatlichen Sage und zum Volksliede wurde durch einen phantasievollen Deutschlehrer wie Rochholz in Jakob Frey früh geweckt. Eine leidenschaftliche Liebe zur Natureinsamkeit, zu ländlicher Stille begleitete Jakob Frey durch sein wechselvolles Leben; denn in seiner Seele Grund lag von früh auf eine tiefe Melancholie, eine außerordentliche Sensitivität. Das hinderte nicht, daß Jakob Frey in seinen Studienjahren ein ausgezeichnete Reiter war, daß er das Reiten mit Leidenschaft betrieb und die Jagd zu seinen Passionen gehörte. Seine Gattin aber, Adolf Freys Mutter, war eine ungewöhnliche Frau; ein einfacher, fast großer Zug ging durch ihr Wesen, der sie, die doch fast gänzlich Ungebildete, vor den meisten der weiblichen Kleinlichkeiten bewahrte. So schildert sie der Sohn; und er fügt als weitere Züge dem Porträt bei: „Leidenschaftlich und ganz in Haß und Liebe, verriet sie das zuweilen herbe, aber tapfere Wesen der Volksfamilie, die ursprüngliche Farbe und Kraft der Scholle; ganz im Gegensatz zu ihrem Manne, hinter dem niemand eines Bauern Kind gesucht hätte. Was sie über ihresgleichen hinaus hob, war eine tiefe, feine Empfindung. Sie gehörte zu den latenten Dichternaturen, die, ohne je eine Zeile geschaffen zu haben und auch ohne eine schöpferische Fähigkeit dazu, im Grunde mindestens so sehr Poeten sind als mancher, der eine halbe Bücherei voll gereimt hat... Freilich steckte künstlerische Begabung in der Familie ihrer Mutter, aus welcher ein Maler, Joh. Rud. Huber, hervorging.“ Aus Adolf Freys Gedichten entsinnen Sie sich einer ergreifend-grauenvollen Wahnsinnsvision „Stunde der Schwermut“ — die irre Mutter, die sich auf den irren Sohn niederbückt, ihn streichelnd: die Mutter unseres Dichters, mit zarten, überaus sensiblen Nerven begabt, hat „die letzten zehn Jahre ihres Lebens in, freilich oft gelichteter, Amnachtung“ verbracht. Dieser düstere Zug, den der Sohn in der Biographie des Vaters nicht

verschweigt, mag hier auch nicht fehlen, wo es darauf ankommt, die Seelenfäden einigermaßen klar zu legen, die aus dem elterlichen Hause in das Leben und Wesen Adolf Freys schicksalmäßig sich hinüber-spinnen. Im übrigen darf es Ihnen, die Sie sich in Adolf Freys Schaffen auskennen, füglich überlassen bleiben, das, was über den Charakter der Eltern gesagt wurde, in Verbindung zu bringen mit dem Bilde des Dichters, das Sie fest und klar in Ihrem Geiste und Herzen tragen.

„Sei mir begrüßt, Melancholie, die mit dem leisen Feenschritt im Garten meiner Phantasie zu rechter Zeit ans Herz mir tritt“: so beginnt ein bekanntes schönes Gedicht Gottfried Kellers. Adolf Frey hat dieser dunkel-süßen Frau die drei folgenden Klänge gewidmet:

Der Tag ist hinterm Berg versunken,
Die Rebel zieh'n, die Rebel nah'n,
Da kommt Melancholie gegangen,
Den Schattenmantel umgetan.

Sie öffnet leis mein Kammerfenster
Und lauscht, die bleiche Stirn geneigt:
Der Wald ragt still mit schwarzen Tannen,
Müd ruht der Sang, die Wiese schweigt.

Es schleicht ein klagend Herdenläuten
Vom dunklen Tale fern und weit...
Da küßt sie mich und singt mir klagend
Von altem Glück und alter Zeit.

Einem der liebenswürdigsten Vertreter sanft umflorter elegischer Lyrik, zugleich aber auch einem Manne, der pflichttreu und aufrecht im Leben stand, dem Bündner Johann Gaudenz von Salis-Seewis hat Adolf Frey vor fünf- und zwanzig Jahren eine Monographie von wahrhaft epischer Anschaulichkeit gewidmet, ein Buch, dem man die warme Sympathie des Biographen für sein Objekt deutlich anmerkt. Es sind künstlerische Züge, die ihn Frey empfehlen mußten: das feine Sprachgefühl des Bündners, das ihn überall nach dem wohlklingendsten, bezeichnendsten und eigenartigen Ausdruck suchen heißt, die schöne und eigene Bildlichkeit, die sich mitunter kundgibt, nicht zuletzt die Strenge des Dichters gegen sich selbst, „so daß“ — wie Frey schreibt — „das kleinste seiner Gedichte eine völlige Durchbildung und die ganze Sammlung den Charakter ebenmäßiger Formvollendung zeigt.“ Und es ist be-

zeichnend für Adolf Frey, auf dessen eigene Dichterbetätigung diese Worte in eminentem Sinne gleichfalls zutreffen, daß er diese künstlerische Gewissenhaftigkeit bei Salis als einen gewissermaßen selbstverständlichen Ausfluß seines sittlichen Ernstes und tüchtigen Strebens einschätzt. Auch Adolf Frey kennt einen Gegensatz zwischen den Forderungen des Künstlertums und denen des bürgerlichen Pflichtenkomplexes nicht; wie er auch einmal in der Biographie seines Vaters, der unablässig nach Erweiterung seines Wissens gestrebt hat, die sehr deutliche Anmerkung macht: „Es geschieht nicht selten, daß angehende oder vermeintlich angehende Dichter, weil sie unberaten oder übel beraten sind, während der Lehrjahre die Aneignung positiven, zum Broterwerb erforderlichen Wissens und nötiger Fachkenntnisse versäumen, so daß sie dann steuerlos auf dem rauen Meere des Literatentums herumtreiben, ohne jemals zu den glücklichen Inseln des Erfolges und reifer Kunst zu gelangen.“

Ueber den Gedichten des Gaudenz von Salis-Seewis flüstern die Trauerweiden... „das arme Herz hienieden, von manchem Sturm bewegt, erlangt den wahren Frieden nur wo es nicht mehr schlägt“. „Dunkel klingen meine Lieder“ sagt Adolf Frey von seiner Lyrik, und er errichtet in dem Band der „Gedichte“ von 1908 dem Tod eine besondere Kapelle. Als die Gedichte 1886 zum erstenmal erschienen, da umfaßte die Abteilung Totentanz nur drei Nummern; heute sind es deren drei Duzend. Und an diese Totentänze wird jeder mit in erster Linie denken, wenn von Adolf Freys Lyrik die Rede ist. Sie sind etwas schlechthin Originales. Seine nachdenkliche Art, sein tief mitfühlendes Herz, seine visionäre Phantasie, sein gesunder Humor, sein freibeweglicher, mannhafter Geist, dem auch gelegentlich die hieb- und stichfeste Waffe der Satire nicht fremd ist: sie geben sich in diesen eigenartigen Dichtungen ein Stelldichein von seltsam fesselnder Art. Geist vom Geiste der Totentanzbildner — Holbeins, Niklaus Manuela, Alfred Rethels, Arnold Böcklins, der beim Malgeschäft der Melodie des fiedelnden Todes lauscht und den unnütz gewordenen Alten grausam

vom Tod erschlagen läßt — Geist von ihrem Geiste lebt in diesem Totentanzzyklus Adolf Freys. Dem Tod gegenüber begründet der Dichter sein Recht auf poetische Behandlung des Lebensvernickters mit den tiefsinnigen Worten: „Es jagt mein Lied nach Tiefe, Glanz und Stärke, drum wählt' ich dich und deine ew'gen Werke.“ Aber der Tod läßt das nicht gelten: „Blick' nicht auf mich und blicke nicht zurück! Du hast die Kunst — was jammerst du nach Glück? Ein Mannesherz steht über seinem Leid und bricht nur mir allein und nicht der Zeit... Tauch' in des Wohllauts unerschöpfte Brunnen, belausch des Menschenherzens Weh und Wonnen! Verflucht in schicksalsschimmernden Geweben den goldnen Tag und farbenhelles Leben! ... Und streu' des Spottes hellen Silberschein vergnüglich auf der Torheit Gaukelei'n! Blick auf! Im Harnisch winkt die Weltgeschichte, ihr eh'rner Mund tönt ew'ge Lobgedichte! Von Sängern klingt's und seelenvollen Frauen, von Kämpfen und von streitgeblühten Auen, und sonnenstäts glüht goldnen Nachruhms Schein.“ Und der Jahreszeiten Sänger soll der Dichter sein, mahnt der Tod: „das sing' und schweig' von meiner Knochenhand!“

So läßt sich vom unheimlich schicksalhaft waltenden Tod selber der mannhafte Dichter den Weg in die Welt des holden, süßen Scheins weisen. Und fürwahr: er ist dem Mahnenden nicht ungehorsam gewesen. Natur und Geschichte, Erträumtes und Erlebtes, der Liebe Glück und Leid, helle Tage und dunkle Nächte, Scherz und Schmerz: in leuchtende lyrische Gebilde hat Adolf Frey diese reiche Welt der Stimmungen und Gedanken gefaßt, in unablässig feilender, nie sich genügtuender Arbeit die letzte Formvollendung gesucht und gefunden als ein Künstler von strengster Selbstkritik. Der Vater des Dichters, Jakob Frey, hat sich dahin geäußert, es halte sich nichts, was nicht gut geschrieben sei, der Inhalt möge sein, welcher er wolle. Diese vornehme Auffassung alles literarischen Schaffens ist für den Sohn Adolf Leitstern und Glaubenssatz geworden. Und er hatte das nicht hoch genug anzuschlagende Glück, zu Meistern aufschauen, Meistern ganz nahe

treten zu können, denen die Kunst eine heiligernste Sache war; „denn es wird der ungetreue Wächter lebend in die Gruft versenkt“: Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer sind die großen, strengen Lehrer unseres Adolf Frey geworden, und mit herzlicher Sympathie haben sie seine Dichterwerke begleitet, wissend, daß dieser Schüler ihnen niemals Unehre machen werde. In die Zucht dieser Dioskuren hat Adolf Frey sein Schaffen gestellt, und an ihrem hohen Beispiel ist seine Dichterpersönlichkeit zu selbständiger Bedeutung, Eigenart und Größe emporgewachsen.

Mit den Augen des Malers sieht Adolf Frey. In seinen kostbaren Erinnerungen an Gottfried Keller hat er ein Wort des Dichters über seinen Prosaстиl notiert: Das Ohr sei ihm dabei weit weniger maßgebend als das Auge des Malers, das nach einer gewissen Rundung strebt. Diese malerische Rundung eignet Adolf Freys Vers- und Prosaстиl in erstaunlichem Maße. Sein reichbewegter historischer Schweizerroman „Die Jungfer von Wattenwil“, mit dem er uns vor wenigen Jahren so freudig überrascht hat, ist recht eigentlich in Gemälden komponiert mit der erlesenen Kunst eines Meisters der Zeichnung und des Kolorits, der Kontrastwirkungen und der einheitlichen malerischen Gesamthaltung. Von der Genauigkeit seines Sehens, der anschaulichen Pracht seiner Bilder, der bewundernswerten Kunst, Naturspekte in Figur und Bewegung, in Leben und Gebärde zu verwandeln und sie so recht eigentlich zu anthropomorphisieren, aber zu einer ideal gesteigerten Wirklichkeit — von allen diesen Vorzügen einem Auditorium gegenüber zu sprechen, das mit Adolf Freys Gedichten genau vertraut ist, darf ich mir ersparen. Wie Schulmeisterpedanterie würde es heute klingen; und die haßt Adolf Frey auf den Tod. Der Reichtum an glücklichen dichterischen Motiven ist ein ungemein großer. Adolf Frey hat immer wieder in seinen Schriften wie in seinen Vorlesungen auf die Wichtigkeit, freilich auch auf die Seltenheit solcher glücklich gefundener Motive hingewiesen, um die herum sich das dichterische Gebilde in

kunstvoller Form kristallisieren kann. Wenn uns der Dichter, was gewiß schon bei manchem als Wunsch aufgestiegen ist, einmal eine Poetik schenkte, in induktiver, künstlerischer Form, wie er sie so geistvoll und aufschlußreich am Laokoön Lessings aufgewiesen hat — dann würde wohl das Kapitel von den dichterischen Motiven ein besonders kostbares Schatzhaus tiefer, reicher künstlerischer Einsichten werden. Wie hat er auch in seinem allerliebsten Dialektliederbändchen „Duß und unterm Rase“ — nach dem die Komposition mit ebenso gutem Rechte gegriffen hat, wie es Meister der Tonkunst zu seinen hochdeutschen Gedichten hinzog — wie hat er auch in diesen taufrischen Liedchen ein reizvolles Motiv ums andere gefunden und dichterisch verflärt: wie hat er etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, im Gedicht „Regenbogen“ einem Volksaberglauben einen ergreifenden Gehalt abzugewinnen verstanden. Und denselben glücklichen Griff bei der Wahl eindrucksmächtiger, entwicklungsfähiger Motive hat Adolf Frey in seinen Festspielen offenbart, für deren spezifische dramatische Form er eine ganz eigene, leider nicht genugsam genügte Begabung besitzt. Leuchtend steht vor Ihrer aller Augen aus der Reihe dieser rund gestalteten historischen Szenen die aus dem Laupenstreit, die diesen Winter von unserer städtischen Bühne herab auf Alte und Junge die tiefste Wirkung hervorgebracht hat: mit dem Motiv des auf die Waffen gehobenen gefallenen Kriegers, als weithin sichtbares Zeichen der höchsten Bedrängnis für die sehnlich erwarteten Bundestruppen, als Mahnung zu raschester Hilfeleistung. Das sind Dinge, die sich durchaus nicht von selbst verstehen: das sind Würfe, wie sie nur dem geweihten Dichter gelingen, weil nur er die künstlerische Fruchtbarkeit solcher Glücksfunde voll zu erkennen und zu nutzen die Einsicht und die Kraft hat.

Klarste künstlerische Einsicht in das Wesen der Kunst war Adolf Freys unablässiges Anliegen. Darum gilt ihm auch das Ergründen des Technischen, des Handwerkszeugs des Schaffenden so viel. Von seinen Schülern wissen wir, wie vorzüglich er sie in diese Geheimnisse ein-

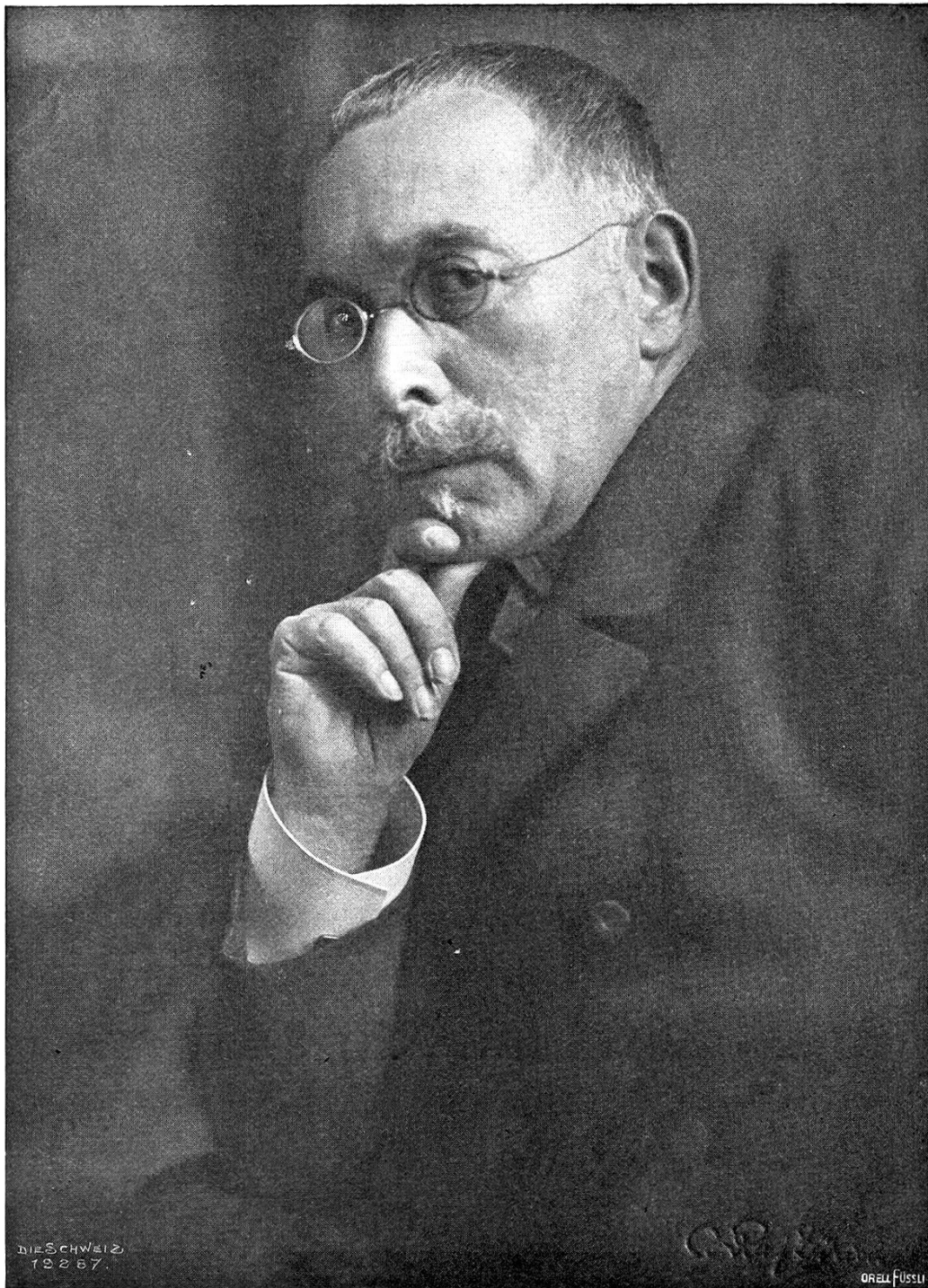
zuführen versteht, wie er ihren kritischen Sinn für die Technik des Poetischen zu wecken und zu schulen weiß. Und als Frey sein Böklin-Buch schrieb, da ruhte und rastete er nicht, bis er dem großen Farbenexperimentator hinter all seine Malrezepte und Malverfahren gekommen war, der Malerdichter dem Dichtermaler. All diese Freude an der Technik der Poesie entstammt bei Adolf Frey aus dem gesunden Widerwillen gegen alles Dilettantische, gegen alles äußere Blendwerk, mit dem freilich zuzeiten leichter Ruhm aufzulesen ist; aus der stolzbefcheidenen Erkenntnis des genauen Zusammenhangs von Kunst und Können, von Künstlerischem und Handwerklichem. Er weist einmal in dem Buch über die Kunstform des Lessingschen Laokoon, dieser so durchaus unzünglichen Schrift, darauf hin, Lessing habe es abgelehnt, ein Gelehrter zu heißen; aber ein Künstler habe er allezeit sein wollen. Auch Adolf Frey stand das Künstlertum immer über dem Gelehrtentum. Nicht daß er nicht auch etwa, wenn's darauf ankam, das philologische Rüstzeug so sicher und elegant wie nur Einer gehandhabt hätte; aber sein Absehen zielte immer über das Philologische hinaus auf das, was sich von künstlerischer Einsicht aus ihm gewinnen ließ. Und was hat er nicht allein mit schöpferischer Macht von altem Sprachgut, von farbiger Volksrede und treffenden Dialektwendungen für seine Dichtung flüssig und lebendig gemacht. Und einem großen Schriftsteller in die Technik hineinschauen, in seine Verbesserungen und Varianten, in seine Quellen und deren Umbildungen, in seine Abhängigkeiten und Freiheiten: das war für Adolf Frey nur insoweit von Wert, als daraus wichtige Einsichten in das ganze Wesen des betreffenden Dichters und damit auch in das Wesen der Poesie als solcher resultierten. Und jedes selbstgefällige Ausbreiten des ganzen zur Verfügung stehenden Materials wäre ihm eine Sünde gegen den guten Geschmack gewesen. Die herrliche Conrad Ferdinand Meyer-Biographie ist in dieser Hinsicht ein wahres Musterstück. Er schreibt einmal im Laokoon-Buch: „Der ausschließlich Gelehrte triumphiert, wenn er mächtige

Geschwader von Beispielen, Belegen und Gewährsmännern vor sich herschickt. Der Künstler wählt aus.“ Auch als Lehrer hat Adolf Frey auf dieses Recht, ein Künstler zu sein und ein Erzieher auf das Künstlerische in der Literatur, nie verzichtet. Und seine Schüler wissen es ihm herzlich dank.

„Du hast die Kunst — was jammerst du nach Glück?“ Die Frage des höchsten Gebieters alles Irdischen sei noch einmal zitiert. Die Kunst ist Adolf Frey die große, treue Freundin und Trösterin im Leben gewesen. Was bedeutet daneben das, was man so gemeinhin Glück nennt? Etwa das Glück des lauten, weithin tönenden Erfolgs. Unser Dichter hat es stets mit den Großen und Echten in der Kunst gehalten: „die erst den Gott und dann erst sich gesucht“, und mit denen, die „ihre Seele opfern dem süßen Augenblicklein der Verblüffung, die unbewehrte Geister übertölpelt“, hat er in einem bedeutungsvollen Gedichte scharf abgerechnet.

Aber eben darum, weil er immer nur den Gott der wahren Kunst gesucht hat, eben darum treten wir heute zu ihm, um ihm zu danken, von Herzen zu danken. Und wir wissen, daß in Deutschland, dessen Kultur sich Adolf Frey innig verbunden weiß, manche sind, die mit uns dieses sechzigsten Geburtstages in warmer Verehrung gedenken. Nicht nur dem Künstler aber gilt unsere Huldigung, sie gilt ebenso dem edlen Menschen, der treue Freunde überall auf seinem Wege sich erworben und sie festzuhalten gewußt hat; zu dem seine Schüler in dankbarer Ergebenheit emporblicken; von dem zu rühmen ist, was er an Gaudenz von Salis rühmt: „Das macht sein Gesicht so anziehend, daß kein gekünstelter oder gar falscher Zug darin ist.“

Dieser reiche Strom von Sympathie, der in diesen Tagen Ihnen, verehrtester Herr, von allen Seiten entgegenkommt, ist der nicht im höchsten, vornehmsten Sinne des Wortes Glück? Den Weilenzeiger der Vergänglichkeit, den jedes Geburtstagsfest in vorgerückten Jahren darstellt, schmückt heute der blühende Kranz, den Liebe, Freundschaft, Treue gewunden, und den die Mäusen der Dich-



Phot. C. Ruf, Zürich.

Arthur Schopenhauer

tung und des Gesanges sinnvoll-anmutig umfliegen. Und wenn Sie selbst, von leiser Melancholie ergriffen, dem Einst und Jetzt und Künftig nachhängen möchten, dann lassen Sie sich von dem, bei dem Sie einst als zweiundzwanzig-jähriger junger Poet freundlichste Aufnahme und verständnisvolles Gehör fanden, zurechtweisen, von Gottfried Keller, der seinem Arnold Böcklin zum sechzig-

sten Geburtstag in prachtvoller Mannhaftigkeit zurief:

Heute rauscht ein leises Wehen,
Lause nicht zu lang, o Mann!
Um Entstehen und Vergehen
Fange nicht zu zählen an!
Wie Dir täglich hat gegoren
In der Seele neuer Wein,
Also sollst Du neugeboren
Selber jeden Morgen sein!

Dr. Hans Trog, Zürich.

Brief an Adolf Frey.

Hochverehrter Herr Professor!

Es gehört zu den schönen Pflichten einer Zeitschrift wie „Die Schweiz“, den hervorragenden Gelehrten, Künstlern und Dichtern des Landes, dessen Geistesleben sie spiegeln möchte, von Zeit zu Zeit den Dank abzustatten für all das Gute und Schöne, das sie diesem geschenkt haben.

Wenn aber über der Pforte des neuen Jahrgangs unserer Zeitschrift Ihr Name in großen Lettern steht und dankbare Schüler und Verehrer im ersten Hefte mitzuteilen suchen, wie sich Ihr Werk und Ihre Persönlichkeit ihnen darstellt und welchen Einfluß Sie auf sie gewonnen, und auf Ihr vielseitiges wertvolles Wirken hinweisen, so gilt diese Huldigung nicht nur dem tief verstehenden Interpreten deutscher Literatur auf der hohen Schule zu Zürich und insbesondere dem Darsteller des Lebens und Schaffens unserer Großen im Reiche der Dichtung und der Künste, nicht nur dem Schöpfer kraftvoller und zarter Gedichte, markiger Bühnenwerke und Erzählungen aus der Vergangenheit unsrer Heimat, sondern auch dem treuen Freunde der „Schweiz“, der Sie erst vor kurzem im Verein mit einer Anzahl anderer namhafter heimatlicher Dichter Ihre Hilfe und Mitarbeit erneut zugesichert haben.

Es ist ein bescheidenes Zeichen unseres aufrichtigen Dankes, wenn wir uns dem Chor anschließen, der sich in diesem Hefte zum „Neujahransingen“ bei Ihnen, verehrter Meister, einstellt, in der Hoffnung, Ihnen, der eben erst eine schwere Krankheit überstanden, eine Freude zu machen und als erste zu erscheinen als Gratu-

lantent zum fünfundsiechzigsten Wiegenfest, das Sie im Februar dieses Jahres feiern werden. Mit besonderer Genugtuung und Freude erfüllt es uns, daß wir gleich an der Spitze des Heftes Ihre zwei prachtvollen, von innerem Erleben beseelten Dichtungen veröffentlichen dürfen und daß es uns vergönnt ist, drei der über die Maßen reizvollen Aquarelle Ernst Kreidolfs zu Ihren zarten Ritorellen auf Blumen unsern Lesern zum ersten Mal zu zeigen, und vor allem auch, daß Ernst Württenbergers Bildnisse und wunderschöne Ateliererinnerungen an gemeinsam mit Ihnen verlebte Stunden und einer Zürcher Dichterin anschauliche Darstellung der Spaziergänge in Ihrer Begleitung durch Wald und Feld auch den Anreger und wohlmeinenden Berater in Fragen künstlerischen und dichterischen Schaffens so lebendig zur Darstellung bringen.

So möge denn diese Äußerung der Liebe und Verehrung, das Bild von Ihrem Wirken, das hier bereits in früheren Jahren, besonders im Februarheft von 1915, umrissen worden, abrunden und vertiefen, damit unsere Leser nicht nur mit den in diesen Blättern zerstreuten Beiträgen aus Ihrer Feder vorlieb nehmen, sondern sich in Ihre an Schönheit und Lebensweisheit so reichen Werke versenken und sich selber daran bereichern!

Diesen Wunsch hier auszusprechen und Sie unserer dankbaren Verehrung zu versichern, war uns ein Herzensbedürfnis!

Im Namen der „Schweiz“:

Ihr verehrungsvoll ergebener

Hans Müller-Bertelmann.